rung zu schützen, ein Stück gefälteltes Zeug um den Hals; aber große Mode wurde der Spitzenschmuck erst unter Ludwig XIV., als die eleganten „Steinkerken" aufkamen, deren Spitzen, und Schleifenpracht prächtig auf die Brust herniederflutete; ihre Namen hatten sie von der berühmten Schlacht, bei der die französischen Offiziere, die sich in der größten Hast zum Kampf ankleiden mußten, keine Zeit mehr fanden, die Binde knapp und regelrecht um den Hals zu legen, sondern sie unordentlich herumflattern ließen und so die Mode in Schwung brachten. Das Jabot hat dann als Teil der Herrentoilette, entweder zusammen mit dem Spitzenhalstuch oder getrennt von ihm, eine wichtige Rolle gespielt; dem Zeitstil sich anpassend, wogte es bald in majestätischen Wassen über die Brust, bald rieselte es klein und zierlich herunter, so in der Epoche des Rokoko. Die Frauen eroberten sich diesen Schmuck in einer Zeit, in der sie den Männern möglichst ähnlich gekleidet gehen wollten, in der Aera der Revolution. Neben Westen und Jacken führten sie damals auch die Krawatte und das Jabot in die Frauentracht ein. Und während das Jabot nun bei den Herren immer winziger und distrekter auftrat, drangten die Damen in immer reicheren Formen damit. In der Herrentracht des Empires tritt über der leichtgefälteten Hemdbrust nur noch eine sehr schmale Krause hervor, und der beschedene Busenstreifen des Biedermeierkostüms ist der letzte verhallende Nachklang der pompösen Spitzenherrlichkeit, mit der die Herren sich einst geziert. Die Frauen hatten das Jabot ganz für sich erobert.

Der Tituskopf der Amerikanerin.

Die Amerikaner sind bekanntlich von der Ueberlegenheit ihrer neuen Welt über die alte Kultur durchdrungen und die Amerikanerinnen nicht minder. Der höchste Ehrgeiz des schöneren Geschlechts geht nun darauf aus, für die amerikanische Mode tonangebend zu werden. Deshalb bringen sie immer wieder Neuheiten nach unserem verwundeten Kontinent; in Newyork scheint sozusagen ein besonderes Bureau zu bestehen, das die lähmigsten Einfälle der Töchter von Dollaria bei uns einführen will. So kabelte man uns vor kurzem, die Amerikanerinnen von 1913 trügen nur noch Moncole. Jetzt teilt man mit, daß sie sich die Haare kurz schneiden lassen, daß der Tituskopf der „dornier eri" in den Vereinigten Staaten ist. Zu Ende wäre es also mit den Lockenmengen und den dicken Flechten, die auch die Amerikanerin noch vor kurzem in so übereinstimmende Mode in ihre Frisur „verarbeiten" ließ! Dahin sind die blonden, die braunen und roten Köpfe, mit denen man so stolz paradierte! Die Frau der neuen Welt will erkannt haben, daß das lange Haar — diese charakteristischste Zierde der Frau — zu ihr nicht mehr paßt, daß die großen Frisuren sie in ihrer Bewegungsfreiheit, vor allem beim Sport, hindern. Ob freilich diese heroische Mode bei allen Amerikanerinnen Anklang findet? Ob ihnen die Annäherung an das Männliche, die jetzt überhaupt in der Mode zu klappen ist, wirklich als Ideal der Schönheit erscheint? Man darf es bezweifeln. Denn auch in dem „Lande der unbegrenzten Möglichkeiten" gibt es noch viele Frauen, die ihre höchste Aufgabe nicht darin sehen, den Männern zu gleichen, sondern ihnen zu gefallen.

Galante und ungalante Sprichwörter.

Die europäischen Männer blicken gern auf die orientalischen Völker herab, denen oft nachgesagt wird, daß sie ihre Frauen entweder als einen willenlosen Luxusgegenstand oder als ein Arbeitstier ansehen und nichts von der Ritterlichkeit der europäischen Männerwelt ahnen. Wenn das Sprichwort wirklich die Meinung des Volkes wiedergibt, dann sind die Orientalen viel galantere und ritterlichere Männer als die Kavaliere Europas. Denn fast alle Sprichwörter der europäischen Kulturvölker, die sich mit dem Wesen der Frau beschäftigen, sind für die Frauenwelt wenig schmeichelhaft, ja meist geradezu frauenfeindlich und zum mindesten höchst ungalant. Und am ungalantesten von allen Völkern sind, wie J. M. Merich in einem Artikel der „Dame" ausführt, merkwürdigerweise sogar die Franzosen, die sich auf ihre Ritterlichkeit gegen das weibliche Geschlecht so gern etwas zugute tun. Der Provenzale behauptet recht grob, „Idioten und Frauen verzeihen niemals" und fügt hinzu: „Die Frau lacht, wenn sie will, und weint, wenn sie will." Und noch gröber: „Auf die Treue deines Hundes kannst du bis zum letzten Augenblick rechnen, auf die Treue einer Frau nur bis zur nächsten Gelegenheit." Und so ist es denn auch kein Wunder, wenn diese Pessimisten erklären: „Der Mann hat zwei gute Tage im Leben: wenn er eine Frau nimmt und wenn er sie beerdigt."

Etwas galanter ist schon der Mann der Picardie, der sich wenigstens zu der Anerkennung aufrafft: „Was ohne Seele ein Leib, ist ein Haus ohne Weib." Aber warnend fügt er hinzu: „Schwiegermutter und Schwiegertochter sind ein Sturm, und Hagelwetter." Das Heiraten gilt bei allen Völkern mehr oder minder als eine gefährliche Lotterie. „Wer Scherzel in seinem Leben haben will, muß sich ein Schiff kaufen oder ein Weib nehmen." Noch weniger ritterlich sind die stolzen Spanier. „Wer eine Frau beim Wort und einen Aal beim Schwanz nimmt, kann wohl sagen, daß er nichts hat." Am meisten Angst aber hat der Spanier vor einer klugen Frau: „Eine Frau, die denkt, nimm nicht für geschenkt." Auch der deutsche Volksmund verrät wenig von der Kultur einer echten Galanterie. „Weibertränen sind Wasser auf eines Narren Mühle", behauptet das deutsche Sprichwort; und besonders böse wird der deutsche Volksmund, wenn er sich den praktischen Dingen zuwendet und die Verschwendungssucht der Frauen geißelt: „Die Frau kann mehr in der Schürze forttragen, als der Mann einführt mit dem Leiterwagen." Wieviel galanter und ritterlicher ist dagegen der Orientale.

Der Perser lächelt nur zu den ungalanten europäischen Sprichwörtern und philosophiert gelassen: „Die Männer werfen den Frauen Mangel an Verstand vor — und wenn eine klug ist, geht's ihnen wider den Strich." Und der Araber möchte ohne Frau überhaupt nicht sein. „Wenn im Hause kein Karbol in den Kohlenkasten?" — Diener: „Na ja . . . Herr Doktor, damit es wenigstens bei uns nach Patienten riecht!"

Knackmandeln.

Auflösung des Rätsels aus Nr. 24:
„Turban, Urban, Uran, Ural".

Wir haben soviele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser an veröffentlichen.

Die Prämie: Schmelings Erben, Roman von W. Berger, geb.
entfiel auf **H. Rehbein, hier.**

Rätsel.

Ich bin in Preußen und Bayern,
Jedoch in Deutschland nicht.
Du liebst mich bei allen Feiern,
Doch bei der Hochzeit nicht.
Ich tön' in allen Feiern,
Doch in der Gelge nicht.
Ich steck' in Brot und Eiern,
Doch im Gemüse nicht.

Prämie: Strassers Deutsches Preis-Kochbuch, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Donnerstag** früh an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Skataufgabe.

(a b c d die 4 Farben: A Ab; K König; D Dame, Ober B Bube, Wenzel, Unter; V M H die 3 Spieler.)

V., der Vorhandspieler, hat vorzuwärend gespielt und mit solchem „Schneider", daß M. jetzt resigniert erklärt, es habe gar keinen Zweck zu reizen. V. mache ja doch alle Spiele und gewinne Grands ohne Buben und Däuser. Deshalb passe er gleich. H. schloß sich dem geehrten Vorredner an, worauf V. erklärt, man zwinge ihn zu das Spiel mit und da M. es so haben wolle, mache er — Grand! Das aber war ein reines Uebermutsspiel, denn er hatte folgende Karte:

a10, K; b10, K; cK, 9, 7; dK, 9, 7.

Deutsch.

Französisch.

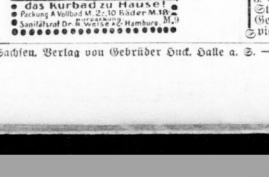
Treff-Zehn, Treff-König, Picoue-Zehn, Picoue-König, Coeur-König, Coeur-Neun, Coeur-Sieben, Carr.-König, Carr.-Neun, Carr.-Sieben.

Also ein Großspiel ohne Buben und Däuser, was ein Mensch mit normalem Skatverstand natürlich nie riskieren wird. V. hatte aber auch hier wieder unverschämtes Glück. Die Kartenverteilung und der Gang des Spiels war derart, daß V. den Grand gewann.

Lösung der Skataufgabe aus Nr. 23.

Kartenverteilung:
M. ab, bA, K, D, 9, 7; d10, D, 9, 7.
V. b, c, d8, c10, K, D, 9, 8, 7; a10.
H. cA; aA, K, D, 9, 8, 7; dA, K, 8.
Skat: b10, 8.

Spiel:
1. H. bK, c9, cA (— 15). — 2. H. aA, bA, a10 (— 32). 3. H. aK . . . Der Spieler sticht und muß noch einen Stich abgeben: c7, dA, a8 (— 13). Damit haben die Gegner 60. Sticht V. im 1. Stich mit d8, ist das Spiel nicht zu verlieren.



Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen, Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 25 — **Halle a. S., Sonntag, den 22. Juni** — **1913**

Grenzenloses Mitleid mit allen lebenden Wesen ist der festeste und sicherste Bürge für das sittliche Wohlverhalten und bedarf keiner Kasuistik. Wer davon erfüllt ist, wird zuverlässig keinen verletzen, keinen beeinträchtigen, keinem wehe tun, vielmehr mit jedem Nachsicht haben, jedem verzeihen, jedem helfen, soviel er vermag.

Artur Schopenhauer.

Sonnenwende.

Eine Skizze aus dem Künstlerleben.

Von **Maria Holma.**

Sonnenwende — wunderliches Gleichnis, ewiger Kreislauf des Lebens, Keimen, Blühen, Fruchttragen und Welken, Entstehen, Werden und Vergehen — aller menschlichen Dinge letzter Urgrund.

Sonnenwende — hochzeitliches Fest des menschlichen Lebens in der Natur — innerlich heiliges Erleben — äußeres Geschehens — letztes Symbol des Lebens Sonnenwende.

Leben, in der Mittagshöhe leise sich neigend dem Niedergang — Leben, das in Hochsommergluten gestreift wird vom ersten Schauer herbstlichen Vergehens — hilflosen Menschentum, das den Stolz der Einsamkeit nicht mehr trägt, das im Grauen der Kreatur vor den geheimnisvollen Rätseln des Todes sich klammert an die Blutwärme anderer Menschenschicksal. —

Leben, das vor dem Tode jubelnd das höchste Glück der Sommerreife umfängt. Flammen, die heiß auflodern, sich leuchtend vergeuden und verzehren vor dem Verglühen!

Mittsommerzauber — Sonnenwende!

*

Spätnachmittag! Das letzte Haus, das unscheinbarste und geringste in der Künstlerkolonie Reimald, das Ursula Wiggers, der Glasmalerin, gehört, die ihr schweres Schicksal, ihr einsames und trauriges Wittwentum, ihre Armut und Verzweiflung zu bergen gekommen ist in diesen stillen, friedlichen Erdenwinkel, der ihr, der Sturmgepeitschten und Wegmüden, eine kärgliche Heimat bot.

Im Dämmerlicht der dunklen Waldschatten des Hochwaldes, dessen Baumkronen die oberen Fensterscheiben streifen, scheinen sich die Umrisse des Zimmers aufzulösen, in weichen Umrissen zu verschwimmen, aber in harter, nüchterner Kahlheit ungemindert durch freundliches Licht zeichnen sich die armseligen Geräte dieses Hausstandes der Not und bitteren Entsagung ab.

Alle Dinge von herber, gewollter Schmucklosigkeit, die keinen Versuch macht, die Erbarmungslosigkeit der Wirklichkeit durch kleinen weiblichen Zierrat zu mildern. In diesem Raum prägt sich die Seele eines Menschen aus, der freiwillig verzichtet hat auf allen Sinnenreiz des Lebens und wie hineingewachsen, untrennbar verbunden mit dem Rahmen dieser klösterlichen ernsten Umgebung erscheint die Gestalt der Frau, überschlank in dem dürftigen, schwarzen Witwenkleid, mit bleichen, ermüdeten Händen, mit herben, verschlossenen Zügen, deren Jugendlichkeit und Reinheit der Umrisse wie verwischt scheint durch tiefe Schmerzenslinien um Mund und Stirn.

Aber dieses erstarrte Gesicht ist belebt und erleuchtet durch ein Paar seltsame Frauenaugen, die allein Leben zeigen. Wundersame Augen, die in lichten blauen Flammen sprühen, und das erstarrte Gesicht erleuchten. Aber auch das geheimnisvolle Leiden, das auf dieser Frau lastet, ihren Körper beugt, vermag nicht den frembartigen Liebreiz zu verbergen — das ist Ursula Wiggers, die einst eine der gefeiertsten Schönheiten war, die das Leben mit Glücksgütern überschüttet hat, die in Torheit und Jugendübermut ihr Frauenglück verscherzt, deren Leben eine Hölle war und ein täglich erneuertes Martyrium, bis der Tod ein ungeliebs Band zerriß und sie zurückließ gebrochen und hilflos mit der Erinnerung an unsagbare Demütigungen, gefoltert von Wunden, die nicht heilen können. Und ihr gegenüber stand Konrad Grauhofer, ein Mann in der Vollkraft seiner Jahre, straff und aufrecht, von ewiger Jugend unter den leicht ergrauten Haaren, sonnengebräunt und muskelstark mit den sicheren Bewegungen eines Mannes, dessen Weg zum Erfolg geschritten ist, der, von dem Sturmwind des Lebensmeeres geschüttelt, als Sieger hervorgegangen ist.

Und die Augen des Mannes gleiten mit unbeschreiblichem Mitleid über die gramgebeugte Gestalt der Frau, umfassen jedes einzelne Ding in diesem einsamen Zimmer, und seine schönheitsdurstige Seele wird gequält durch all die Häßlichkeit, die sie umgibt. So findet er Ursula Wiggers wieder, von der er einst Abschied genommen hatte, als sie noch umgeben war von allem Zauber der Jugend und Schönheit. In diesem häßlichen grauen Zimmer war nur ein einziger heller Farbenton. Auf Ursulas Arbeitstisch steht ein Blumengefäß: Neben mildweißen Silberdisteln schimmern dunkelrote Blütenkelche in brennenden Farben. Konrad Grauhofer sieht es — und ein feines Lächeln spielt um die Lippen des Mannes, der gelernt hat, in Frauenseelen zu lesen. In diesem letzten Stückchen Schönheit, die wie eine Oase erscheint in dem eintönigen Grau der Umgebung, empfindet er den letzten Rest von Freude und ein Nestchen Sehnsucht nach jener farbenfrohen Welt, die sie verlassen. Und eines sieht er noch mit dem verfeinerten Sinn eines Mannes, für den kein Geheimnis der Form und Lichtbehaung besteht.

Ein seltsames Farbenspiel. — Während ein Teil des Zimmers in vollkommener Dunkelheit sich befindet, fallen die Lichtstrahlen durch die gemalten Glasscheiben in gefärbtem Licht und werfen den Widerschein ihrer Ornamente in purpurrot und violett auf die spiegelglatte Stirn der jungen Frau. So gleicht sie einer seltsam Gezeichneten, herausgehoben aus der Armut und Nüchternheit ihres Lebens.

Konrad Grauhofer wendet sich ihr zu und ergreift ihre kleinen, kalten Hände, deren rauhe Oberfläche von harter Arbeit zeugte. Güte und Wärme ist in seiner Stimme, und doch ein wenig von der überhebenden Großmut des Wohltäters.

„Ich will meine Antwort, Ursula Wiggers?"

„Sie sind großmütig", sagte sie. „Sie erdrücken mich mit Ihrer Güte. Lassen Sie mich in meiner Einsamkeit. Ich habe Sie nicht gerufen, Konrad Grauhofer, ich will Ihr Mitleid nicht. Habe ich nicht auch Ihr Leben zerstört?"

„Nein", sagte er mit starker Stimme, „ein Schwächling, der sich um eines Weibes willen sein Leben verstören läßt. Was ich im Leben wurde, verdanke ich Ihnen, die mich damals heilte von allen holden Torheiten des Lebens. Es hat sich an Ihnen gerächt — Sie haben mehr als ich gelitten!"

„Das habe ich!" Es war wie ein ersticker Schmerzenslaut. Dann sagte sie hart und kalt: „Er ist tot — lassen wir die Toten ruhen. Und nun kommen Sie, Konrad Grauhofer, und bringen mir den Ruf des Lebens. Es gibt Irrtümer, die nicht wieder gutzumachen sind."

„Und so wollen Sie sich begraben in die Einsamkeit mit Ihrer Sehnsucht nach Glück, Ihrem ganzen vollen Menschentum, Ihrer Jugend!"

„Meine Jugend!" sagte sie. „Ich werde im nächsten Monat sechsunddreißig Jahre alt, ich bin fast eine alte Frau."

„Wirklich", sagte er belustigt, „und ich selbst zähle bereits zehn Jahre mehr. Glauben Sie, daß ich mich alt fühle?" Wenn Sie keine weiteren Bedenken haben —"

Er reckte sich in den Schultern empor. Ewig jung und siegesfroh in leichter Männer-Eitelkeit.

Sie löste ihre Hände aus den seinen und sagte in kalter Entschlossenheit:

„Sie fragten mich, Konrad Grauhofer, ob ich Ihre Frau werden möchte. Ich sage heute nein, wie in jener unseligen Stunde damals. Früher geschah es als junges, törichtes Geschöpf aus Verblendung in unseliger Verkennung wirklichen Glückes und menschlichen Wertes, heute, weil ich das Glück meines Lebens nicht dem Mitleid danken will. Ihr Leben war erfolgreich, stark und ungebrochen — mich finden Sie gedemütigt, arm, schwer tragend an selbstverschuldetem Leid. Und darum sage ich nein."

Konrad Grauhofer nahm seinen Hut, war verwirrt, überrascht, leise erschüttert in seiner unbeirrbaren Sicherheit.

„Also ein Korb", sagte er gekränkt. „Dann muß ich wohl Abschied nehmen?"

Jetzt fand Frau Ursula ihren Gleichmut wieder. „Nein", sagte sie, „ich sehe Sie heute abend noch bei der Sonnenwendfeier im Walde. Jetzt aber muß ich arbeiten. Wie wollen Sie die Zeit verbringen?"

Da erhellten sich seine Züge, und er sagte voll geheimnisvoller Freudigkeit:

„Ihr Nein ist eine zu geringe Ausbeute für einen Tagesaufflug. Ich werde mich in den Schwarm der Festgäste stürzen und mir von Peter Paul Brieslander an der Hand der Tatsachen den Sinn neudeutscher Architektur erklären lassen. Gott befohlen, Frau Ursula!" Er beugte sich über ihre Hand, dann stürmte er hinaus.

* * *

Von fern her leuchtet das Plakat, die Einladung zum Künstlerfest am Freilandsee. Mit grellem, gelben, roten und schwarzen Ton moderner Farbentechnik: schwarze Walsöchratte der Johannisnacht, Wirbel in tollem Reigen um die Feuer der Sonnenwende. Und dieses Plakat ist der einzige Schmuck der Bahnstation Freiwald, die nicht viel mehr ist als eine luftige Balkenhalle mit Weinlaub umrankt. Und da steht Peter Paul Brieslander, der Architekt, der Schöpfer der Künstlerkolonie und Zeichner des Plakats. Vom Kopf bis zum Fuß gleicht er seinen eigenen Gestalten, herausgestiegen aus einem seiner eigenen Sportplakate. Sein braungebranntes übermütiges Gesicht schimmert in heller Lebensfreude. Den blühweißen Panama hat er in den Nacken geschoben, dieser in Verbindung mit einem hohen Stehkragen sind die einzigen Konzessionen an die von ihm verachtete Großstadtkultur. Im übrigen trägt er den gelbbraunen Skakianzug, die hohen Ledergamaschen, die die

Gedenktage der Woche.

22. Juni 1527 Niccolo Machiavelli, ital. Historiker, †
1767 Wilh. v. Humboldt, Gelehrter u. preuß. Staatsmann, *
1813 Westfäl. Garde rückt in Halle ein.
1887 E. Marlitt (mit dem bürgerlichen Namen Eugenie John) Schriftstellerin, †
23. Juni 1758 Schlacht bei Crefeld.
1800 Ch. K. Birch-Pfeiffer, Schriftstellerin, *
1813 Zusammenstoß einer Abteilung der westfälischen Garde mit preußischen Truppen bei Canena.
1881 Matth. Jak. Schleiden, Botaniker, †
1894 Dr. Otto Devrient, der Dichter des Luther-Festspiels, in Stettin †
24. Juni 1400 Johann Gutenberg *
1812 Napoleon eröffnet den Krieg gegen Rußland.
1859 Schlacht bei Solferino.
1866 Schlacht bei Custozza.
1894 Sadi Carnot, Präsident der französischen Republik, ermordet.
25. Juni 1842 Heinrich Seidel, Schriftsteller, *
1904 Wilhelm Jordan, Dichter, †
26. Juni 1699 Karlowitzer Friede.
1813 Die in Halle liegenden westfälischen Truppen brechen nach Leipzig auf.
1824 W. Thomson (Lord Kelvin), Physiker, *
27. Juni 1848 Heinrich Schokke, Schriftsteller, †
1866 Schlachten bei Langensalza, Trautenau und Nachod.
28. Juni 1675 Schlacht bei Fehrbellin.
1712 J. J. Rousseau, franz. Schriftsteller, *
1813 Scharnhorst †
1823 Oskar Freih. v. Redwitz, Dichter, *

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130622020/fragment/page=0001

Spuren reichlicher Abnutzung und feuchten Erdreiches tragen. Und als Grauhofer den Bahnhof erreichte, findet er den Freund bereits unringt von der fröhlichen Schar der Gäste. Da gab es ein herzliches Händeschütteln in der herzinnigen Kameradschaft gleichen Strebens und frischer Laune, die die Stunde zu nützen versteht. Da war der ganze Schwarm künstlerischer Jugend und würdiger Graubärte scharf profilierter Charakterköpfe, Hochschullehrer und Akademieprofessoren, die gekommen waren, sich an der Freude der Jugend zu ergötzen. Und nun hallten die einsamen Bergwege wider von dem fröhlichen Lärm junger Menschenstimmen. Peter Paul Brieslander hatte sich an die Spitze gestellt, nun ging es bergauf, bergab, an all den reizenden kleinen Villen, die vom steilen Seeufer emporwuchsen, sich mit ihren Terrassen und Wiesenmatten an die hohen Berghänge schmiegten, hervorlugten aus dem Grün des Hochwaldes mit niedrigen, breiten Dächern, schindelbedeckten Giebeln mit Erkern, Veranden und Vorbauten, umrankt von wilden Rosen und Klettergewächsen. Bei aller Einfachheit in der schlichten Linienführung reizvoller moderner Architektur, moderne Kleinwohnungen, die im Entwurf auf kunstgewerblichen Ausstellungen prämiiert waren und die einem bereits bekannt schienen aus den Abbildungen moderner Kunstzeitschriften und in Wirklichkeit so reizvoll und anheimelnd „die Wohnungen gebildeter Europäer", wie der junge Architekt mit Stolz sagte. Alle Türen standen den Gästen offen. Nach der Bewunderung der Außenarchitektur gab es ein frohes Wandern treppauf, treppab, durch behagliche, künstlerisch reizvolle Innenräume. Aus der letzten Behausung aber, das ist Peter Paul Brieslands eigene Wohnung, wurden die wißbegierigen Gäste vertrieben durch die schöne, junge Hausfrau, die sie in dem reizenden Kinderzimmer trafen, gekleidet in ein sejeffionistisches Hauskleid, beschäftigt mit aufgestreiteten Ärmeln, ihr kleines, rosiges Baby zu einer kunstgewerblichen Badewanne zu haben. Und lachend und scheltend, ihr nacktes Bübchen im Arm, vertreibt sie die Fremden, empört über diese Störung des innigen deutschen Familienlebens. Und Peter Paul Brieslander benutzt die Gelegenheit, um sich aus der Gebundenheit des Ehestandes zu flüchten in die fröhliche Ungebundenheit künstlerischen Zigeunertums.

Abenddämmerung im Walde. Leise ersterbende Töne über den Baumgipfeln. Im Schilf- und Ufergebüsch ein seltsames Rauschen und Wehen. Totes Holz fällt knackend zu Boden. Ein Schwarm von Mücken steigt auf, ein leiser Regen war in den späten Stunden gefallen. Ein spiegelnder Smaragdglanz liegt über den glänzenden Blattflächen, metallisch schimmernd im Sonnenuntergang. Die Wasserfläche des Sees schimmert violett und rot, als sie allmählich aufgejogen wird von nächtlichem Dunkel. Zu einem breiten Blätterdom wölbt sich der Erlenwald. Die Wärmestrahlen des Tages hatten sich gefangen im dichten Gewirr von Hecken und niederen Baumstämmen. Der Fluß gleitet dahin auf heiß gewordenem Moos und erhitzten Fichtennadeln. Die betäubenden Ausdünstungen morastigen Uferlandes mischen sich in den heißen Atem des Waldes. Ueber kleinen Teichen brütet es in mildweißen Nebelschwaden. Die Luft des Harzes mischt sich in den heißen Blütengerüchen von erschlossener Nachtpflanzen. Glühwürmchen glitzern im Dunkeln. In der weiten Unendlichkeit des nächtlichen Himmels ziehen glitzernde Sterne ihre leuchtenden Spuren. Mittsommernacht — Nacht der Sonnenwende!

Konrad Grauhofer wandert durch den nächtlichen Wald, bewegt von zwiespältigen Gedanken in einem Bedürfnis nach Einsamkeit und Einkehr. Die ganzen letzten Stunden hatte er verbracht in fröhlichem Kreise der Freunde, gescherzt und gelacht, getanzt mit den schönen jungen Mädchen. Was hatte ihn vertrieben? Er wußte es selbst nicht zu deuten. Im wildesten, ausgelassensten Taumel, erschlafft in der Hitze dieses Sommertages, fühlte er auf einmal einen kalten Lufthauch, der ihn streifte und alle seine Fröhlichkeit lähmte. Es war wie eine Ahnung des Vergehens, ein feines, leises Grauen des Todes in der höchsten Lebensfreude. Es war ihm nicht mehr möglich, sich ernüchtert, mitzumachen bei diesem dionysischen Feste. Er sah sich selbst als Mann mit grauen Haaren, nicht mehr hierher gehörig zu dieser Jugend. Der Tag war gekommen für die andern — die nach ihm kamen, die Jungen. So kam auch für ihn, den Starken, das Gefühl des Welkens und Ermüdens. Nie hatte er bis zu dieser Stunde gewußt, daß er ein einsamer Mann war, Arbeit und treue Kameradschaft hatten ihm genügt. Und einsamer und einsamer würde es nun ihn werden. Schon waren einige Freunde, kaum älter als er selbst, durch den Tod abberufen, andere aus seinem Lebenskreise verschwunden, schal und zwecklos, unsäglich kalt und einsam schien ihm sein Leben und ein dunkles Grauen vor der Zukunft. Um ihn war das Gefühl einer unermeßlichen Leere, auf einmal wußte er es, und seine Liebe zu Ursula Wiggers, in der soviel schenkendes Mitleid gewesen war, in der war auf einmal die Not des Bedürftigen, des Frierenden, der sich nach Wärme sehnt. Ursula Wiggers — in ihm war die glühende Sehnsucht, in der kein Selbstvertrauen war, nur die Angst des Besitzlosen, daß mit ihr das letzte Lebensglück schwinden würde. Und es war, als ob sein Wille sie anzog mit der Kraft der Gedankenübertragung, auf einen Punkt im Raum konzentrierter Seelenkräfte. Da kam sie über den Wiesenplan herüber zu ihm, nicht mehr im dunkeln Trauerkleid, sondern weiß und festlich gekleidet und ihr Gesicht, von Mondlicht überflossen, zeigte den lichten Glanz innerer Klarheit. Sie, die in ihrer Armut und Vereinsamung noch Schätze besaß der Wärme und Menschlichkeit. Da fand er die erlösenden Worte. Worte, die aus der Tiefe eines in seinen Grundfesten erschütterten Menschentums kamen, die Worte, die über Menschenlippen nur in den seltensten visionären Stunden kommen und alle Schranken niederreißen zwischen Mensch und Mensch. — — — Da war auch sie besiegt. Nie in den Stunden ihrer Jugendliebe hatten sie sich einander so gegeben in schrankenloser glühender Liebe wie in diesem Augenblick, daß diese Stunde nicht überboten werden konnte, daß für den Mann mit den ergrauten Haaren, für das Weib mit den seinen Zügen erloschener Jugend das Leben dem Niedergange zueilen würde. Sonnenwende. — — —

Veilchen suchend knieten sie im Grase . . .

Sah drei Kinder heut am Wege kauern,
Veilchensuchend knieten sie im Grase,
An dem Feldrain und bei Weinbergmauern
Tief ins Grüne steckten sie die Nase.

Dachte: suchen sie dort in den Hecken
Gold am Boden mit den Fingerspitzen?
Doch sie holten nur aus den Verstecken
Schlichte Veilchen, die beim Moosgrün sitzen.

Mußte stillstehn, träumte da ein Veilchen,
Sah die Kinder. Dacht': könnt' man nicht meinen,
Aus der Erde schlüpften mit den Veilchen
Auch die Menschen aus, die winzig Kleinen?

Gingen einst am Weg hier stille Paare,
Deren Blicke tiefe Wurzeln schlugen?
Und nun finden Kinder früh im Jahre
Veilchen dort, die aus dem Grase lugen.

Denn kein Blick Verliebter geht verloren.
Alle Liebesblicke kehren wieder.
Und im Grünen draußen vor den Toren
Knieen Kinder vor den Veilchen nieder.

Max Dauthendey.

Sie fühlten in sich die Ergebung der Unterwerfung unter menschliches Schicksal und notwendiges Erleben. Wie die Funken der Sonnenwendfeuer, die leise ersterbenden Flammen, deren Widerschein die Baumwipfel rötete, so wurden auch die Flammen ihrer Seele vergehen und ersterben. Sie aber wirkten in stiller, starker Zärtlichkeit ihre Schritte nebeneinander lenken, Hand in Hand, das Geistige ihrer Liebe siegend über die Vergänglichkeit der Sinne, einander stützend, gemeinsam tragend, was das Menschenleben birgt von mittaglicher Höhe bis zum Niedergang. In dieser Stunde aber standen sie auf der Lebens-Höhe, wie die Natur ihre hochzeitliche Erfüllung fand, so wurde ihnen die Liebe dieser Stunde zu dem erhabensten Rausch erfüllter menschlicher Seligkeit, die Sonnenhöhe des Lebens — und die Stunde der Sonnenwende!

Aus dem Sattel gehoben

Skizze von M. Tipp.

Die Krümperwagen, Landauer und Breaks, die der Rennbahn zustrebten, wurden überholt von einem blitzblanken Dogcart auf lautlosen Gummirädern.

Die kutschierende Dame war Manna von Hutten, des berühmten Herrenreiters schöne Schwester. Sie war sehr apart gekleidet in goldbraune, damasierte Seide mit komplizierter Raffung. Von Hals und Aermeln wehten duftige Spitzenplissees. Auf dem runden, flachen Hute lagen schwere gelbe Rosen.

Als das Fahrzeug sich mit elegantem Bogen der endlosen Reihe von Wagen und Autos angeschlossen hatte, warf Manna dem Groom die Zügel zu und trat in die Bahn. Wie oft auch schon gesehen, das bunte, lebensvolle Bild machte ihr immer wieder aufs neue Spaß: die Menschengirlande an der Barriere, das Treiben auf dem Sattelplatz, die sich füllenden Tribünen, die exzentrischen Toiletten, die Uniformen fremder Garnisonen, Hoheiten, Trainer, Zivilisten mit hellen Zylindern und Gamaschen, die flatternden Fahnen der abgesteckten Bahn, auf dem glitzernden Rasen der Tisch mit den silbernen Preisen, die in der Maisonne funkelten.

Unter lebhaften Grüßen nach allen Seiten wandte sich Manna ihrer Loge zu. Da lief ihr ein vornehm aussehender Rotrock in der Weg: Graf Thale.

„Mein Stern geht auf", sagte er leise und küßte feurig ihre Hand.

„Die Sternkunde scheint nicht Ihre Stärke zu sein, Graf, sonst müßten Sie wissen, daß die Sterne am Tage nicht sichtbar sind."

„Sie haben recht . . . Ich war offenbar geblendet, weil ich die Sonne sah."

Manna lächelte nachsichtig über seine veraltete Ritterlichkeit. „Wenn sich Ihre Augen erholt haben, dann schauen Sie doch bitte nach meinem Bruder aus — ja?"

„Er läßt sie grüßen, gnädigstes Fräulein. Durch das veränderte Programm des Amateurrennens ist er stark engagiert und hat mir erlaubt, Ihnen einige Turfneuigkeiten zu überbringen. „Mayflower" läuft nämlich nicht. Es hat heute nacht geregnet, und sie haßt nassen Rasen. „Zeppelin" hat Rengeld bezahlt."

„O, wie schade", rief Manna aus, die diese Pferde kannte. Gern hätte sie erfahren, ob Baron Flavyns Nummer keine Aenderung brachte. Aber ihr Zartgefühl hielt sie ab, den Grafen Thale an einen Mitbewerber um ihre Hand zu erinnern. Darum fragte sie etwas anderes: „Und Sie reiten — laut Programm — „Robin Adair?"?

„Ach nein, „Robin Adair" hat leider plötzlich Sehnenentzündung bekommen. Aber denken Sie, welch herrlichen Ersatz ich dafür habe! Baron Flavyn war so großherzig, mir seine „Wetterhexe" anzuvertrauen. Die wird ich hoffnungsvoll besteigen."

„Die „Wetterhexe"?" Sie schien es gar nicht glauben zu wollen. Dann fügte sie aber enthusiasmiert hinzu: „Das ist nun wirklich nett von Flavyn!"

„Nicht wahr? Ich will ihm aber auch Ehre machen." Und weil der Graf ein Signal hörte, verabschiedete er sich schnell, aber sehr herzlich, Mannas guten Reiterwunsch mit ins Feld nehmend.

Als er gegangen war, setzte sich Manna in ihrer Loge zurecht und nahm das Fernglas zur Hand. Dort drüben ging neben ihrem Bruder, der schon jetzt allgemein wie ein Sieger begrüßt wurde, Flavyn. Im leichten Renndreß, die dünnen hohen Stiefeln ohne Sporen, die Mütze tief ins gebräunte Gesicht gezogen, sah er prachtvoll aus. Ihr Herz klopfte stärker bei seinem Anblick. Hatte ihr Flavyn körperlich bisher immer am besten von allen Männern gefallen, so stieg sein ethischer Wert für sie nun ins Maßlose, seit er eines seiner besten Pferde einem Reiter überließ, den man in der Sportswelt nicht ernst nahm. Die „Wetterhexe" würde dem Grafen Thale eine Siegesmöglichkeit bieten, mit welcher Flavyn sich quasi selbst Konkurrenz machte. Wenn das kein Beweis von Großzügigkeit war!

Es wurde zum Aufsitzen fürs erste Rennen geläutet. Die Nummern schnellten auf, vom Richterpavillon tönte die Glocke, die rote Fahne des Starts bob sich, alles richtete sich straff auf. Die Pferde wurden abgelassen. Einige brachen falsch aus und mußten zurück. Unter den letzteren befand sich auch Graf Thale.

Manna benutzte die kurze Spanne Zeit, das Tier mit Kennerblick zu mustern, das sie selbst schon geritten hatte. Und ihr geübtes Auge sieht deutlich klar: das ist gar nicht „Wetterhexe", das ist ihre Schwesterstute „Backfisch", ihr allerdings zum Verwechseln ähnlich, nur etwas roher und um die Nase bedeutend konkaver. Ist das ein Versehen des Stallknechts? Oder ein Mißgriff Thales, der weniger Verständnis als Passion hat?

Oder — und ihr Puls stockte einen Moment — ist das Flavyns Werk, der seinen Nebenbuhler auf einem Pferde lächerlich machen will, das noch nicht auf Trainingshöhe steht? Nein, nein. Es kann nur ein Mißverständnis sein. Hoffentlich führt das zu keiner Katastrophe.

Sie will jedenfalls Graf Thale, den sie seiner Gesinnung halber schätzt, im Auge behalten und auf die andauernde Verfolgung der Chancen ihres Bruders verzichten. Geht dieser schlechte Scherz gut aus, will sie dem Uebermütigen verzeihen. Nimmt aber Thale auch nur den geringsten Schaden an Körper oder Ansehen, dann war bei ihr Flavyn am längsten Herz-König.

Der bewegte Rasen lenkt ihre Gedanken ab. Acht Pferde sind im Feld: „Korpsbursch" unter Hutten, „White Rose" unter Flavyn, die falsche „Wetterhexe" unter Thale, „Extra", „Fatalist", „Star", „Elsen" und „Don Carlos".

Der Fuchs Huttens hat sich an die Spitze gesetzt und legt eine Pace vor, der ein anderes Pferd kaum folgen kann. Viele verhalten, manche kommen keuchend in schärfere Aktion.

Wie vom Hindernis angezogen, fliegt „Korpsbursch" über die Hürden und galoppiert im gleichen Schwung weiter. Einzelne Wetten gegen ihn verstummen. Jeder Satz ist ein Kunststück. Wundervoll gestreckt schießt „White Rose", ein edelgezogener Schimmel und wendig wie ein Windspiel, an „Star" und „Extra" vorüber, und nun verschiebt sich das Bild.

„Elsen" legt sich schärfer ins Gebiß, und über alle Fehler des Baues siegt sein leidenschaftliches Temperament.

Im schärfsten Tempo liegt vor dem irischen Wall „Wetterhexe" dem Nanean an den Gurten, der den „Don Carlos" reitet. Der Nlan steht an. Man sieht, er verfügt über sicheres Auge und festen Schenkel. Ein dumpfer Fall — Roß und Reiter überschlagen sich. Die anderen fliegen weiter in der brausenden Luft des Rittes. Gespannter werden die Züge. Dichter Schaum flockt vom Gebiß der zitternden Tiere.

„Korpsbursch" und „White Rose" sind schon klein in der Ferne verschwunden. Manna hört beim Tribünensprung ihren Hufschlag bis herauf.

„Fatalist" hat den Graben verweigert und ist unschädlich gemacht. Nun zeigen vor „Wetterhexe" nur noch zwei Pferde die flüchtigen Eisen.

Die falsche „Wetterhexe" läuft großartig, wenn auch nach eigenem Kopf. Die Nase am Boden, geht sie auf die Hindernisse los. Vor jedem Sprung reißt sie sich blitzschnell empor und macht nicht den geringsten Fehler.

Jetzt kommt auch für sie der Abhang mit dem Wassergraben.

Ihn sehen und bocken ist eins. Das kann ja nicht werden, denkt Thale. Er läßt nicht locker. Er schimpft und rührt die Hände. Aber Worte und Peitsche scheinen bei diesem Biest nichts auszurichten. Das Luder steigt, aber es springt nicht. Nun broht sich's auf den Hinterbeinen. Ein Schrei geht durch die Menge. Das Pferd ist ins Wasser gerutscht, überschlägt sich nach hinten und spült den Reiter ab. Dann klettert es allein ans Ufer und wartet auf ihn. Aber er kommt nicht.

Bang und schreckhaft sieht Manna die Tragbahre im Sturmschritt . . .

Unterdessen ringen „Korpsbursch" und „White Rose" um den ersten Preis. Flavyn ist nervös geworden, weil auf einmal sein Pferd den flüchtigen Siegesgalopp nicht mehr geht. Die beiden Reiter rasen beinahe Schenkel an Schenkel. „Korpsbursch" verlangt geradezu den Sieg. Noch wenige Galoppsprünge vom Ziel . . . Noch einmal schießt „White Rose" mit letzter Kraft in Front. Atemlose Stille. Fieberhaft flattern die Herzen . . . Gewonnen! Mit einer halben Länge geht Flavyn durchs Ziel. Von den Tribünen tobt es, bricht es. Von Zurufen und Beifall umbrandet, steigt der Sieger aus dem Sattel und sucht mit dem Blick Mannas Loge.

Nach wenigen Minuten gratuliert sie ihm auf dem Sattelplatz mit gewandten Worten. Ihm aber kommt es vor, als ginge eine feindliche Atmosphäre von ihr aus, als sie fragt: „Und was ist mit Graf Thale"

„Nichts ist ihm passiert, Gnädigste", berichtet er übereifrig. Und fügt ungefragt hinzu: „Nur die „Wetterhexe" hat sich verrenken."

„Das geschieht Ihnen recht!"

„Ihr Mitleid rührt mich tief. Womit habe ich Ihre Ungnade verdient?"

Beinahe streng sieht sie ihn an. „Sie halten das Inkognito des Pferdes auch mir gegenüber aufrecht, Baron?"

Eine peinlich erstaunte Augenwendung und bereuterische Röte seines braunen Gesichts. Dann bekennt er männlich: „Ich habe mir mit Thale einen Ulk erlaubt. Obwohl er nichts versteht, hat er lähm erklärt, er setze sich auf jedes Pferd, und unter ihm springe auch jedes Pferd. Man muß diesem Hinterbereiter einmal zeigen, wie leicht er zu täuschen ist, damit er das Rennen endlich aufgibt."

„Und da setzten Sie den Vertrauensseligen auf ein Tier, von dem wir alle wissen, daß es wasserscheu ist? Wenn der Graf nun das Genick gebrochen hätte?"

„Aber er hat ja nicht", meinte er sorglos und siehte leise: „Bitte, ach bitte, seien Sie mir doch nicht böse! Sehen Sie, das bischen Reiten ist ja das Einzige, worin ich dem Grafen über bin! Soll er mich denn in Ihrem Herzen aus dem Sattel heben?"

„Herzen wandeln sich zuweilen, Baron Flavyn", sagt sie ernst und behandelt Thale, der auf das Paar zusteuert, mit nachdrücklicher Wärme. Er empfindet das als wohltuenden Trost für seine Niederlage und ist gegen Flavyn ganz besonders artig.

„Verzeihen Sie mir, Baron, daß meiner Ungeschicklichkeit halber Ihr Pferd ein paar Tage hinten wird. Uebrigens meine aufrichtige Gratulation!" Sie haben einem berühmten Reiter den Sieg abgerungen. Seine schöne Schwester eilt auf dem Sattelplatz, sich Ihres Sieges zu freuen — Ihr Pferd ist in bester Kondition — Sie sind halt ein Glückskind!"

„Ja, ich spür's", lacht Flavyn hart auf und ärgert sich namenlos, daß durch seine Schuld auf diesen Tag voll Duft und Glanz ein trüber Schleier gefallen ist.

Flackernd wie eine Flamme im Winde, Wie gleicht doch der Frauensinn dem Kinde!
Leop. Jacoby.

Aus der Welt der Frau.

Warmblütige Fehler finden insgesamt Ein mildes Urteil bei den guten Frauen.
Paul Heyse.

Finanzwissenschaft in der Ehe.

Von Ida Barber.

Während frühere Jahrhunderte die Frau in ihrem höchsten Glanze sahen, wo Liebe und Verehrung ihr scheinbar pflichtschuldigst entboten wurden, mag es ein schönes Vorrecht unseres Jahrhunderts sein, der Frau ihren Wirkungskreis in sozialer und nationalökonomischer Beziehung zu sichern. So ist die Frau, wie Professor Lorenz von Stein treffend sagte, Gegenstand einer Wissenschaft geworden, die es für eine vornehme Pflicht ansieht, kein nutzbringendes Element brach liegen zu lassen. Auch hat man National-Oekonomie als Lehrgegenstand in unseren Töchterschulen eingeführt und glaubt Klarheit darüber verbreitet, daß jede einzelne Frau, indem sie als Vorsteherin ihres Hauses Ausgaben und Einnahmen durch ihre Hände gehen läßt, vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus eine Macht vertrete. Trotz alledem ist noch vielfach der liebe alte Schlendrian am Ruder, und oft segelt das Schifflein des Lebens dem sicheren Untergang zu, weil die das Steuer führende Hand nicht von der Einsicht geleitet wird, wie man den feindlichen Mächten zu begegnen habe.

Was nützt es, daß Eltern ihren Töchtern oft eine noch so beträchtliche Mitgift geben, wenn sie versäumen, sie in den Elementen einer jeden Wirtschaftsführung, im Berechnen, Abwägen, Vergleichen, Veranschlagen, Sparen, Einteilen zu unterrichten? In gebildeten Kreisen gilt es als sehr rühmlich, wenn ein Mädchen von 16 Jahren die Fragen beantworten kann, wieviel Sauerstoff und Stickstoff in Brot und Fleisch, Rüben und Zucker sei; aber daß es auch berechnen lerne, wieviel eine Familie wohl durchschnittlich für den Mittagstisch, für Kaffee, für Butter verwenden kann, wenn der Mann ein bescheidenes Durchschnittseinkommen hat, dürfte gar oft nicht genug gewürdigt werden; man hält es der Wissenschaft nicht für angemessen, so alltägliche Dinge in ihren Bereich zu ziehen, und doch ist die Kenntnis und Erkenntnis derselben von größter Wichtigkeit. Denn wie der Mann die erwerbende, so ist sie Frau die erhaltende Kraft und als solche von höchstem Einfluß auf den Wohlstand der Familie und auf die Gesamtheit des Volkes. Die unermeßbaren wirtschaftlichen Kräfte, welche eine höhere Ordnung den Händen der Frau überantwortet hat, sind allzulange unterschätzt, ja oft mißachtet worden. Die Aufgabe der Frau ist aber nicht allein zu erhalten, indem sie spart, unsere moderne Auffassung hat sie auch als mitschaffende, miterwerbende, in vielen Zweigen gleichberechtigte Kraft ins Leben eingeführt. Es ist eine grundlose und falsche Befürchtung, daß die mitschaffende Frau ihre häuslichen Pflichten notwendigerweise vernachlässigen müsse. Wie oft ist der Mann selbst bei bestem Willen und Können nicht in der Lage, für den Unterhalt der Familie allein einzustehen! Und wer wüßte nicht, wie materielle Sorgen, leider nur zu häufig, den Tod eines früher ungetrübten Glückes, der seligsten Gefühlswallung sind. — So sehr also auch das Wirken des Weibes als Hausfrau und Mutter voranzustellen ist, es darf ihre Zeit doch nicht ganz in Anspruch nehmen, wenn die Notwendigkeit da ist, daß sie schaffend und erwerbend dem Manne zur Seite steht. Das Sprichwort „Zeit ist Geld" müßte von den Frauen viel eingehender beherzigt werden. Eine praktische Frau, die die nötige Uebersicht hat, hat ihre Wirtschaft schon, wenn sie morgens mit einer tüchtigen Magd gearbeitet hat, soweit im Zug, wie eine unpraktische Frau noch nicht in den Nachmittagsstunden. Das Wirtschaften mit Zeit und Geld ist eine Kunst, die erlernt sein will; es gibt Frauen, die für alles Zeit haben; für ihre Wirtschaft, ihre Kinder, ihren Gatten, für Literatur, Kunst und gemeinnütziges Wirken, Frauen, die man überall hilfsbereit und tätig findet, die gründliches Verständnis für die Fragen und Bestrebungen der Zeit haben, — wieder andere, die nicht dazu kommen, ihren Gatten oder ihren Kindern eine Stunde gemütlichen Gedankenaustausches zu gönnen, die, sollen sie gar helfend dem Manne zur Seite stehen, die unglücklichsten Geschöpfe sind.

Höher aber noch als die tätige Mitwirkung der Frau ist ihre Kenntnis der finanziellen Lage ihres Mannes zu veranschlagen. Wie oft hören wir: Frau N. oder Z. lebt weit über ihre Verhältnisse hinaus; sie ist schuld an der schlechten Geschäftslage ihres Mannes. Frau N. oder Z. ist aber, näher besehen, ein ganz harmloses, nichts ahnendes Frauchen, das von ihrem guten Manne ein bestimmtes Wirtschaftsgeld erhält und es für ihre Pflicht als Hausfrau erachtet, dasselbe für den Haushalt zu verausgaben. Sie hat keinen Einblick in seine Geschäfts- oder Vermögenslage, er hält es auch kaum für nötig, ihr einen solchen zu geben. Wäre Frau N. oder Z. die mittätige Genossin ihres Gatten, mit der er Ausgaben und Einnahmen, Gewinn und Verlust berechnen kann, sie würde gar bald sehen, wie es um ihre Vermögenslage steht, sie würde suchen zu sparen, zu erwerben und würde es lernen, jene falsche Rücksicht, die die Männer abhält, ihren Frauen Klarheit über ihre Verhältnisse zu geben, zu verurteilen.

Die Ehe, dieses innigste äußere wie innere Band zwischen Mann und Frau, muß eben auch jenes Leben, das wir das Gütterleben in Schaffen und Verbrauch, Abgang und Zugang nennen, umfassen. Jede wirtschaftliche Ungeeimtheit bringt üble Folgen und rächt sich am nachdrücklichsten an der Frau, die den Zusammenbruch ihres häuslichen Glückes und ihrer gewohnten Lebensweise gewöhnlich tiefer beklagt als der Mann. Um Katastrophen dieser Art zu entgehen, ist es Pflicht jedes verständigen Mannes, seiner Frau seine Vermögensverhältnisse schmucklos und in nüchternster Prosa wahrheitsgemäß klarzulegen, und je soweit verantwortlich zu machen, daß von ihrer Seite kein wirtschaftlicher Fehler geschehe. Der alte unumstößliche Grundsatz, daß die Summe der Ausgaben von der der Einnahmen bedingt sein soll, muß in jeder geordneten Wirtschaft seinen Ausdruck dadurch empfangen, daß das klare Bild der Ausgaben und Einnahmen auch der Frau vorschwebe und daß das, was für das Haus verständigerweise bestimmt werden kann, gemeinschaftlich beraten werde. In dieser Teilnahme an der Feststellung des allgemeinen wirtschaftlichen Plans für den Haushalt erstarkt das Interesse der Frau an ihrer wirtschaftlichen Aufgabe.

Die vernünftige Frau, die sich die Bedeutung, welche ihr Wirken vom nationalökonomischen Standpunkt hat, klar macht, wird sicher eine richtige Einteilung treffen können; es ist für sie ein Leichtes, zu sparen, ohne zu entbehren, zu genießen, ohne zu vergeuden.

Vom Jabot und seiner Geschichte.

Die Damen sind als Schöpferinnen und Trägerinnen der modernen Mode stolz darauf, daß sie in diesem Reich als unbedingte Königinnen herrschen und dem stärkeren Geschlechte nichts zu verdanken haben. Würden sie sich jedoch in die geschichtliche Entwicklung vertiefen, so könnten sie feststellen, daß auch von dem, was sie heute als ihren eigensten Besitz betrachten, so manches von den Herren der Schöpfung erfunden worden ist. Zu den Toilettedingen, mit denen sich heute die Frau allein schmückt und die doch früher nur vom Manne getragen wurden, gehört das jetzt wieder so beliebte Jabot, gehört als jenes verführerische Spitzenwerk der Halskragen und Halskrausen, das in den Medici-, Pierrot-, Robespierre- und anderen Formen wieder so reich aufsteht. Jene Freude an rieselnden, gefältelten Volants und Rüschen, die unsere Mode besonders erfüllt, ist zuerst im 17. Jahrhundert entstanden, dem goldenen Zeitalter der Spitze. Die Taille des Mantels markierten die Herren damals durch einen Kranz von Schleifen und Spitzen, brachten schließlich diesen feinen Schmuck, der aus dem offenen Mantel hervorquoll, am Hemde an, und nannten den so entstandenen Busenkreisen Jabot, ein Wort, das zunächst den Kropf bei Vögeln bedeutet und dann auf dies aus der Brust herausträtende Spitzengebröse übertragen wurde. Dieser Einfall von Spitzenstoff stieg nun von der Magengrube immer höher hinauf bis zum Halse und dehnte sich schließlich über den Kragen aus, der nun ebenfalls eine reiche Spitzenverzierung erhielt; es entstand die Halsbinde, die den Namen Kravatte von den Kroaten trägt, bei denen man zuerst diese Binde bemerkt haben soll.

Jedenfalls war der Luxus des Jabots und der Kravatte zunächst im Heere verbreitet; schon unter Ludwig XIII. legten die Soldaten, um sich gegen die Wilbo-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-19130622020/fragment/page=0002